Katalog gratis! Vertreter gesucht!



Das Gewitter hatte jetzt seine Höhe erreicht. Unablässig leuchteten flammende Blitze durch die geschlossenen Vorhänge.

„Dreizehnhundert."

Featherstaw nickte mit dem Kopf. Er war vollständig gebrochen von den entsetzlichen Aufregungen der letzten Stunde. Das Zimmer begann vor seinen Augen zu schwimmen.

„Vierzehnhundert und noch fünf darüber. — Mein Gott, was war das?"

Beide Männer sprangen auf. Featherstaw war plötzlich munter, erschreckt von einem furchtbaren Krachen, das lauter war, als zwanzig durcheinander polternde Donnerschläge. Die Erde schien zu beben und ein paar Goldstücke fielen klirrend zur Erde. Tyrell lief zum Fenster und zog die Vorhänge zurück. Blitz auf Blitz zuckte vom Himmel, und bei dem unheimlichen, blauen Schein sahen die Männer, was geschehen war.

„Der alte Schornstein ist eingestürzt", hauchte Tyrell.

Der Sturm legte sich, hinter dem Gebölk begann sich der Himmel zu lichten. Featherstaw, unfähig zu schlafen, wälzte sich mit schmerzenden Gliedern im Bette hin und her. Endlich druffelte er ein.

Noch einmal kletterte er den Schornstein hinauf, wieder tastete er sich von Griff zu Griff weiter, und wieder fühlte er die Qualen des Krampfes. Aber jetzt hatte er nicht die Kraft, sich zu halten, und mit einem Schrei ließ er den Griff os und fiel in die furchtbare Tiefe — tiefer — tiefer — bis — er plötzlich erwachte.

Es war stockfinster im Zimmer. Zitternd lag er da, und kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Und er fragte sich selbst: „War die ganze Geschichte ein Traum?"

Er wußte, wie unheimlich man träumen kann; und die Angst, daß er dieses Abenteuer — so seltsam, so schrecklich es war — gar nicht wirklich erlebt hatte, war schlimmer, wie die Schrecken, die er erlebt zu haben schien. Halt! Hatte er nicht schließlich die fünfhundert Pfund, die ihm augenblicklich mehr wert waren als sein Leben, gewonnen? Er hatte sie doch auf den Tisch neben sein Bett gelegt und dabei sich geschworen, niemals wieder um solche Summen zu spielen? Ja, das erschien sehr wahrscheinlich. Aber wenn er an die sonderbaren Erlebnisse dachte — Tyrells merkwürdige Erzählung von dem Tode des alten Trinder, dann seine Qualen beim Aufstieg und die furchtbare Lage oben auf dem Schornstein. — —

„Ich — ich hab' das alles geträumt", stöhnte Featherstaw.

Der elektrische Schalter war an der Wand neben seinem Bett. Er zog seine eiskalte Hand unter der Bettdecke hervor und tastete danach. Es schnappte, und das Zimmer war taghell erleuchtet. Langsam wandte er den Kopf — sein Herz pochte stürmisch. —

Da lagen auf der dunklen Tischdecke in einzelnen Häufchen 500 Goldstücke!

Ein tiefer Seufzer kam von Featherstaws Lippen. Seine Augen schlossen sich — er fiel in einen tiefen, gesunden Schlaf.

## Gesundheitspflege.

* **Die Krankheiten der Großstädte.** Wie jeder Organismus haben auch die Großstädte ihre Eigenheiten, und zwar in vielen Richtungen. Ganz besonders gilt dieser Satz auch für die gesundheitlichen Verhältnisse. Die Erklärung dafür ist nicht weit zu suchen, da der Gesundheitszustand wesentlich durch die Lage des Orts bedingt ist. Außerdem kommt selbstverständlich die Tüchtigkeit der Bevölkerung und ihrer Behörden in Betracht. Dr. Fritz Loeb hat in der Münchener Medizinischen Wochenschrift eine überaus fesselnde Zusammenstellung über die wichtigsten Todesursachen in den europäischen Großstädten geliefert und darin zunächst diejenigen Plätze an den Pranger gestellt, die in der Sterblichkeit an den hauptsächlichen ansteckenden Krankheiten den wenig beneidenswerten ersten Rang einnehmen. Es ist sehr erfreulich, daß sich in dieser Liste nur in einem einzigen Fall eine deutsche Stadt findet. Gänzlich scheiden die deutschen Plätze infolge der strengen Durchführung des Impfschutzes bei der Pockensterblichkeit aus, die in Marseilles noch immer 366 Todesfälle auf je 100 000 Einwohner fordert. Dieser Stand bei einer Krankheit, die zu den vermeidbaren gezählt werden kann, ist allerdings einzig in ganz Europa, denn die demnächst am ungünstigsten gestellte Großstadt Moskau hat immerhin nur etwa 36 tödliche Pockenerkrankungen auf 100 000 Einwohner zu verzeichnen. Dagegen steht diese russische Hauptstadt in den Todesfällen an Lungentuberkulose und andern Krankheiten der Atmungsorgane an der Spitze mit 793 Todesfällen (immer auf je 100 000 Einwohner berechnet); Lyon kommt an zweiter Stelle mit 718. An Lungenschwindsucht allein haben Paris und Lyon mit 397 bezw. 338 die höchsten Ziffern aufzuweisen. Auch Prag steht recht ungünstig und nimmt überdies die erste Stelle in der Sterblichkeit an Krebs und andern bösartigen Geschwüren ein. Für diese Krankheiten findet sich auch Lyon zum zweiten Male gekennzeichnet. Die Hauptstädte der Lungenentzündung sind Warschau und Brüssel; die Hauptstadt der Masern ist Rom, daneben Wien. Dann folgen mit den höchsten Ziffern für Keuchhusten Kopenhagen und Edinburg, für Scharlach Kiatschau und Moskau, für Diphtherie und Krup Dresden und Moskau, für Typhus Marseilles und Athen. Unter den 21 genannten Hauptstädten sind je 6 russische und französische. Die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht wird noch besonders für die Städte der einzelnen Länder angegeben. In 72 französischen Städten mit 20 000 und mehr Einwohnern starben von je 100 000 Leuten 326 an diesem Leiden. Die demnächst größte Sterblichkeit daran scheint Griechenland zu besitzen, dann Spanien und die Schweiz. Deutschland folgt an fünfter Stelle; für Rußland fehlen sichere Ziffern. Von andern Krankheiten weiß man aber mit größerer Bestimmtheit, daß Rußland, wie nach seinen ungeordneten hygienischen Verhältnissen ohnehin zu erwarten ist, weitaus die größte Sterblichkeit besitzt. So sterben an Diphtherie und Krup in Rußland 59, in Deutschland nur 23 von je 100 000 jährlich, an Scharlach 111 gegen 18. Im übrigen ist die Sterblichkeit an diesen Krankheiten im Deutschen Reich immerhin noch größer als in andern europäischen Ländern. Glänzend steht Deutschland, wie schon angedeutet wurde, in der Bekämpfung der Pocken da. In Rußland raffen diese jährlich 52 von 100 000 Einwohnern dahin, in den größeren Städten Frankreichs 27, in denen Spaniens 16, während in Deutschland nur von je 200 000 Menschen ein einziger den Pocken erliegt.

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 1:**
**„Mündel".**

Als richtige Lösung ist auch noch angesehen: **„Waisenkind"**.

Richtige Lösungen gingen ein: 36. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug: 67. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Lampe, Frida Koly, Martha Förster, Martha Kunze, Fritz Heinke, Frau E. Duhmann, Louis Reuter, Margarete Stove, Frau Rebolb, Frau Dr. Böhmelt, O. Böhmelt, August Müller, Grete Thevring, Elly Thevring, E. Mait, Frau Marta Thevring, Grete Pape, Gertrud Böge, Karl Schütze, Rosa Utescher, Fritz Diet, Frau Dr. E. Kleemann, Job. Streit, Georg Budor, Artur Häßner, Hilda Häßner, Curt Hentze jun., Frau Agnes Köker, Käthe Breiter;

von auswärts: Frau Emma Sträß, Bitterfeld, Wilhelm Klüßendorf, Ammendorf, M. Zenker, Merseburg, W. Guericke, Hasserode, Oskar Dietrich, Wernigerode, Wilhelm Stöber jun., Teutschenthal, Erna Dürschmidt, Aisleben, Wilhelm Stöber sen., Teutschenthal.

**Die Prämie: „Marie Wernau" von Clara Cron, eleg. geb.**

entfiel auf **Rosa Utescher**, hier.

## Rätsel.

Sucht in Egypten mich auf, dort bin am Nil ich zu finden.
Werden die Leichen versetzt, lieg ich in Deutschland als Stadt.

**Prämie: „Die Königin Luise" von E. v. d. Boeck, eleg. geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

## Schachaufgabe.

Dreizüger von M. Feigl.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (6+12)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 52.
Vierzüger von Brucks.
W. Kd8, Lg6, Se4, Ba5, e2, h4, h5.
Schw. Kh6, Sb5, e2, Ba7, d6, e3, g7.
1. Kd8—c8, a6; 2. Kd7, Sd4; 3. Se3: —
1. . . . . , . . . . ; 2. Sb5, beliebig; 3. Sd6. —
Auf Schw. d6 im 1. oder 2. Zug folgt W. Se5. Die Idee ist: Weiß muß in zwei Zügen seinen König so postieren, daß ihm in zwei Zügen nicht Schach geboten werden kann.
1. a6 scheitert an Se3—d4; 2. Se3:, Se8!;
1. Ke7 an Sb4; 2. Se3:, Sd5! — 1. Kd7 an a6.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knapp. — Verantwortl. Redakteur: Heinrich Bock, Halle a. S.

Hallesche
# Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 2 Halle a. S., den 8. Januar 1911

## Der Stuireintreiber.

Von **Rudolf Greinz.**

Für den Kaßl*), der das Amt eines „Stuireintreibers" versieht, gibt es mitunter recht harte Zeiten; denn vom Steuerzahlen wollen die Bauern gewöhnlich nicht gern etwas wissen und schieben das lästige Geschäft, so lange es eben geht. Der Kaßl ist in Lans im Innsbrucker Mittelgebirg geboren, war zuerst Gemeindebot und kam sodann, weil er „voi a gute Feder" führte, auf das Steueramt in die Stadt. An Beliebtheit hat er leither freilich nicht gewonnen. Aber dem Kaßl gehts gut dabei, er kann Weib und Kind ordentlich ernähren; und wenn die Bauern noch so dickköpfig sind, zahlen müssen sie am Ende doch. Der Kaßl hat noch immer „a Pörtele"**) gefunden, auch die Geizigsten mit gutem herumzukriegen.

Nur einer liegt ihm im Magen. Mit dem ist es jedes Jahr ein wahres Kreuz. Man bringt kaum einen Kreuzer aus ihm heraus, bis man nicht mit der Exekution vor der Türe steht. Bis dahin hat es der Luxenbauer noch in jedem Jahr kommen lassen. Alle Finten und Knisse, alles gute Zureden des Stuireintreibers sind an dem harten Schädel des Bauern regelmäßig abgeprallt. Die Herren am Steueramt hatten der paar lumpigen Gulden wegen immer mehr Schreibereien, als die ganze Steuer wert war, und der Kaßl mußte sich dabei fast die Seele aus dem Leib laufen.

Es war ein höllisch heißer Weg bis zum Luxenbauer, der noch weit oberm „heiligen Wasser" am Patscherkofel seine kleine „zerlatterte" Hütte besaß. „Wenn ihm nur amal der Wind dö Keuchen vertraget!" fluchte der Kaßl, wenn er wieder einmal den weiten Weg umsonst gemacht hatte. „Wenigstens hätten wir nachher amal a Ruah!" In der „Keuchen" hauste der Luxenbauer, ein altes, verbissenes Mannbl, allein mit seinem Weib, der Seph. Eine Tochter war im Unterinntal gut verheiratet. Und der einzige Sohn hatte es gar bis zum Musikfeldwebel gebracht und lag gegenwärtig in Trient in Garnison.

Es war ein heißer Sommertag, als der Stuireintreiber Kaßl den steilen und steinigen Bergweg zu der Behausung des Luxenbauers emporkeuchte. Der Kaßl war ziemlich beleibt. Der helle Schweiß rann ihm von der Stirn. Alle Augenblicke zog er sein farbiges Sackuch heraus, um dö „Schwitzbacherln" abzuwischen. Mindestens ein halbes Dutzendmal hatte er heuer den nämlichen Weg schon gemacht. Das einmal war der Luxenbauer „auswärts", wie ihm seine Alte bedeutete, das anderemal war er mitsamt der Alten „kirchfahrten" gegangen, ein drittesmal lag der Luxenbauer auf der Ofenbank und hatte „so a damisches Reißen" in allen Gliedern, daß kein vernünftiges Wort mit ihm zu reden war. So ging es fort.

Heute hatte sich aber der Kaßl fest vorgenommen, daß er und das „Stuiramt" zu ihrem Geld kommen sollten — und wenn er die alte Hütten am Patscherkofel, den Luxenbauer und die Seph damit, bis nach Innsbruck „auf'm Buckel" hinuntertragen sollte. Er war an sein Ziel gelangt. Der Luxenbauer saß im Schatten auf der Bank vor seinem Haus und schmaudte gemütlich, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge, aus seiner kurzen „Reggelpfeife", die man bei uns daheim auch einen „Nagel" oder „Rasenwärmer" heißt. Das alte Vaterl hatte den Kaßl schon längst den Weg „auferkrallen" gesehen, ohne daß es sich im geringsten gerührt hätte.

„Grüaß di Gott a", sagte der Bauer, eine dicke Tabakswolke dem Ankömmling ins Gesicht blasend. Dabei nahmen seine Mienen einen so höhnischen Ausdruck an, und die kleinen Aeuglein blinzelten so pfiffig und verwegen aus dem mit grauen Bartstoppeln überstäten Gesicht, daß den Kaßl jetzt schon eine geheime Wut überkam. „Is recht schön von dir, daß d' mie wieder amal heimsuchst!" setzte der Alte noch hinzu.

„Wenn's nach mein' Willen ging', käm i dir koa einzig'mal da auser! Dös kannst glauben!" brauste der Kaßl auf, den der spöttische Ton des andern um das letzte Restchen Geduld gebracht hat. —

„Glaub's a!" versetzte der Luxenbauer ruhig. „Bist wohl wieder wegen der Stuir da heroben. Seid's do ös a lättig's Volk übereinand! Koan Augenblick hat man sein Ruah!" Er klopfte ergrimmt seinen „Reggel" an der Bank aus und wollte sich erheben.

Der Kaßl hielt ihn gewaltsam zurück: „Da bleiben tuast jetzt! Wir Zwei sein no nit fertig! Und zahlen tuast jetz amal! Sonst wird man dir mal and're Maßrunken aufziehen!"

Der Luxenbauer hatte sich anscheinend ruhig wieder auf die Bank niedergelassen. „Fallt mir nit ein!" meinte er, während der Kaßl vor Zorn purpurrot im Gesicht wurde. „Da müßt's höchstens amal a Krieg abgehen, und der müßt' uns no ganz zunächst auf die Haut gehen — nachher sehet i wenigstens ein, warum i Stuir zahl! Aber so nit!"

Ein triumphierendes Lächeln flog über die Züge des Kaßl. Also gab es doch noch einen Punkt, an dem der Alte zu fassen war. „Na wart', dir will i d' Höll heiß machen!" dachte sich der Stuireintreiber. Er rückte mit einer geheimnisvollen Miene an den Bauern heran, der ihm mißtrauisch einen Augenblick von der Seite ansah und fragte: „Gibt's eppes wirklich an Krieg, weil d' gar so a G'sicht schneidest, wie neun Tag Regenwetter?"

„Freilich, gibt's an Krieg, Luxenbauer! Drum müssen wir uns ja so schleunen mit dö Steuern!" erwiderte der Kaßl und rückte noch näher zu dem Alten, der ersichtlich unruhig zu werden begann.

„Aha! Deswegen!" brummte er. „Also an Krieg? Eppes gar wieder mit dö Türken?"

„Natürlich, mit dö Türken!" beeilte sich der Kaßl, dankbar einen gegebenen Anhalt, zu versichern. Er war kein starker Politiker und hätte wirklich in der Schnelligkeit nicht gewußt, nach welchem Volke er zunächst zu greifen hätte. Nun verstand aber der Luxenbauer von der Politik ebensoviel wie eine Henne von der Regeldetri. Es wäre ihm auch nicht sonderbar vorgekommen, wenn er gehört hätte, die Chinesen seien gerade bei Kufstein ins Tiroler Landl eingerückt. Von den Türken hatte er eben auch einmal was läuten gehört.

„Schau, schau", brummte er jetzt, „dö Türken! Geben dö Sakramenter no koan Fried' nit!" Dann stopfte er sich eine neue Pfeife und meinte: „Wird wieder a Heidengeld kosten!"

„D'rum zahl' nur g'schwind!" schmiedete der Stuireintreiber das heiße Eisen. Er hatte es aber zu eilig gemacht, denn der Luxenbauer zog sich gleich wieder zurück wie eine Schnecke, der man die Fühlhörner berührt hat.

„Dös is amal g'nächst dem Kaiser sein' Sach'!" meinte er. „A Zeitlang wird der Kaiser schon mit sei'm eignen Geld reichen, so für 'n allerersten Anfang — und nachher", schloß der Luxenbauer mit einem Anflug von Großmut, „nachher können wir Zwei, du und i, ja no immer a Wörtl miteinander reden!"

Der Stuireintreiber sah seine Hoffnung wieder in weite Ferne gerückt. Jetzt fragte der Bauer auf einmal: „Wia viel macht's denn eigentlich aus?"

„Fünf Gulden neunz'g Kreuzer!" sagte der Kaßl, den Steuerzettel hervorziehend. „Es is ja eh' nit der Red' wert!" Damit hatte er es aber wieder schlecht getroffen. Der Luxenbauer fuhr empor wie vom Teufel besessen und schrie: „Was! Nit der Red' wert! Fünf Gulden neunz'g Kreuzer! Laß' mi dös no amol hören!" Dann fügte er etwas kleinlauter hinzu: „Und es wär' am End a möglich, daß dö Türken g'winnen taten!"

„Das is freilich möglich!" versicherte der Kaßl.

„Na, und wie wird's denn nachher?" fragte der Luxenbauer lauernd.

„Schön nit!" sagte der andere, wieder nahe an ihn heranrückend. „Siehst, Bauer, unsereins, der in der Stadt lebt, hört so manches, von dem du, der du deiner Lebtag nit von deiner Hütten weg kimmst, gar koa Ahnung nit hast. Mit dö Türken is 's a eig'ne Sach'. Z'erst wird amal überall aus die Kreuz' auf die Kirchen a Halbmond g'macht, nachher wird koa Meß' mehr g'lesen, niemand mehr christlich begraben, nix mehr ausg'segnet, alles kann den

*) Kaßian. **) einen pfiffigen Anstweg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110108028/fragment/page=0001

Teufel in den Rachen fahren!" Der Kaßl hatte seiner Stimme einen ganz schauerlichen Ton gegeben. Dem Luxenbauer war vor Schrecken das Feuer in seiner Stummelpfeife ausgegangen.

„Was d' nit sagst!" würgte er hervor.

„Alles die pure Wahrheit!" fuhr der Stuireintreiber fort. „Das Aergste kommt aber iaß erst. Wenn dö Türken g'winnen, nachher müssen wir alle Türken werden. Da darf nachher koa Wein mehr getrunken werden."

„Dös is mir gleich!" sagte der Luxenbauer erleichtert. I trink so a koan, weil mi 's Geld dazu reut."

„A ganz eigne G'schicht' wird's aber erst mit dö Weiber!" versetzte der Kaßl. „A jeder Türk muaß etliche Weiber heiraten, nit grad eine! Denen alten Jungfern und ledigen Diandln kann dös scho recht sein, damit's amal unter d' Hauben kommen."

„Da müßt' also i a —?" fragte der Luxenbauer entsetzt.

„Du muaßt dir a no a paar Weiber z'sammheiraten, weil's nachher so im G'setz steht!" sagte der Kaßl unerbittlich.

„Aber dös geht ja nit!" jammerte der Luxenbauer.

„Schau' dö Hütten an, a Stuben und zwei Kammern. I hab' ja kan Platz nit!"

„Dös is dein' Sach!" erwiderte der Kaßl kühl.

„Und mei Weib, die Seph, die kratzet mir ja die Augen aus!" sagte der Luxenbauer ganz verwirrt.

„Dös is ihr Sach!" versetzte der Stuireintreiber mit der Miene eines Landgerichtspräsidenten.

„Aber so was gibt's ja nit!" rief der Alte, sich mit den Händen ganz verzweifelt durch die Haare fahrend. „Wer will mi denn dazua zwingen!"

„Dös is der Türken ihr Sach!" kam es wie ein Echo vom Munde des Kaßl.

Der Luxenbauer stierte eine Weile wie verloren vor sich auf den Boden, dann schnellte er plötzlich mit einer Behendigkeit, die man seinen alten Knochen gar nicht zugetraut hätte, von der Bank empor und ging ins Haus. Nach geraumer Zeit kehrte er mit einer großen ledernen Brieftasche zurück, bei deren Anblick der Stuireintreiber einen Seufzer der Erleichterung hören ließ.

Hat auch wirklich diesmal bezahlt der Luxenbauer. Etwas zäh ist es allerdings gegangen. Zuerst stöhnte er noch einmal, einige schmierige Ordenzettel aus der Tasche nehmend. „Also fünf Gulden neunz'g Kreuzer! Wie wär's denn, wenn wir's grad machen täten?"

„Da hab' i nix dagegen. Sechs Gulden also! Trink' i halt für dös Sechserl in Laus oder Altrans a Viertel Wein auf den weiten Weg!"

„Fünf Gulden heißt bei mir grad g'macht!" rief der Luxenbauer erbost.

Von der „Gradmacherei" wollte aber wieder der Stuireintreiber nichts wissen, so daß sich der Alte endlich entschloß, den sechsten Gulden darauf zu legen, wofür er ein Sechserl Herausgabe erhielt, das er baldig ins „Leibelaichel" schob.

Der Kaßl machte sich mit der erhobenen „Stuir" samt den Verzugszinsen wieder auf den Heimweg. Seinem Weibe gegenüber, das bald darnach von der Wiese mit einer „Kraxen" voll Heu kam, sagte der Luxenbauer nichts von der Türkengefahr. Dann hätte er auch das wegen der Weiber erwähnen müssen. Die Seph war aber so „voll a Neolsche" und hätte ihm vielleicht dafür schon im vorhinein die zehn Fingernägel ins Gesicht gekhlagen . . .

Im Laufe des Sommers kam einmal ein fremder Tourist bei der Hütte des Luxenbauer vorüber. Den hatte der Alte vorsichtig aus, ob wohl wegen der Türken keine Gefahr mehr sei. Der Fremde lachte ihm ins Gesicht: die Türken seien froh, wenn man sie in Ruhe lasse.

Da schmunzelte der Luxenbauer für sich zufrieden: „Hab' i mir's nit alleweil denkt. Hat der Kaiser halt so wei Geldl gmai brauchen können. Ja, ja. Es geht oft den höchsten Herren um a paar Gulden z'samm. Wenn's weiter wieder amal mit dö Türken was geben sollt', laßt si' der Luxenbauer o nit lang anschau'n. Und im Notfall macht er's vielleicht „grad" a no ja, wia's der Stuireintreiber Kaßl g'meint hat. Man tuat ja was — aber notwendig muaß es sein."

## Der Schatzreiger.

Erzählung von J. L. Weston. Deutsch von Louis Kukol.

Draußen war stockfinstere Nacht, nur ab und zu, in langen Zwischenräumen, flammte irgendwo am Horizont ein Blitz auf. „Tyrell hat mich gewarnt; ich war verrückt, daß ich nicht auf seinen Rat hörte," murmelte George Feathershaw, Leutnant eines Kavallerie-Regiments. „Aber noch nie hat sich das Glück beim Spiel so entsetzlich gegen mich gekehrt — nie, so weit ich denken kann. Ich bin zugrunde gerichtet — das steht fest."

Er stand vom Bett auf und mußte sich auf einen Stuhl stützen, um sich aufrecht zu halten. Er hatte in den fünf Stunden nach dem Diner während des Spiels ziemlich viel getrunken, aber das hatte ihn nicht so angegriffen. Nur die eine schreckliche Stunde, in der er seinem Ruin entgegensah, hatte seine Nerven zerrüttet.

Die Uhr unten schlug dreimal; dumpf hallten die Töne durch die Stille der Nacht — durch die Ruhe des Hauses. Feathershaw schauerte zusammen, als ob diese Töne irgend einen schrecklichen Gedanken in ihm wachriefen.

Plötzlich blieb er vor dem Fenster stehen. Die Jalousie war hochgezogen, aber auf der breiten Straße war kein Mensch, der in sein Zimmer hätte sehen können. Taghell flammte es plötzlich im Osten auf. Eine Sekunde sah er ein weites Stück Wiesenland, das im Norden von einem Wald begrenzt war, und davor die schwarze Silhouette eines riesigen Fabrikschornsteins. Dann wurde es wieder stockfinster, und in der Ferne grollte dumpf der Donner. Die Nacht war ruhelos wie er selbst.

Er drehte sich auf seinem Absatz herum und sagte laut, mit finsterer Entschlossenheit im Gesicht: „Meine einzige Rettung wäre: zahlen! Aber wieviel brauche ich? Mindestens ein paar Tausend, ebensogut könnten es ein paar Millionen sein . . ."

Er stieß diese letzten Worte wild in einem plötzlichen Ausbruch der Leidenschaft hervor. Dann öffnete er eine Handtasche, die in der Ecke des Zimmers stand. Als er sich wieder aufrichtete, blitzte etwas in seiner Hand. Mit undeutlicher, halb erstickter Stimme sagte er: „Es ist eigentlich eine Gemeinheit, außerdem ist es verteufelt geschmacklos, aber — —" Er brach ab mit einem Laut, der halb wie Lachen, halb wie Schluchzen klang — wurde weiß wie Papier — und hob den Arm. —

Tap — tap — klopfte es zweimal.

Feathershaw stöhnte auf und steckte schnell das glitzernde Ding in die Tasche seines Jacketts. Die Hand, die an der Tür geklopft hatte, tastete nach dem Griff, und die Tür öffnete sich.

„Was — was — Teufel! — Tyrell?" stotterte Feathershaw mit der zitternden Stimme eines Menschen, den man im letzten Augenblick von einem Abgrund zurückgerissen hatte.

„Jawohl, alter Junge, ich bin's", sagte der Eintretende ruhig und freundlich. „Ich habe Dir etwas zu sagen." Er schloß die Tür fest, trat an den anderen heran und gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter. Dann zog er ein goldenes Etui hervor. „Nimm eine Zigarette", sagte er, „und gib mir dafür den Revolver, mit dem ich Dich eben spielen sah!"

Einen Augenblick war Feathershaw wie versteinert.

„Du — Du — hast gesehen —", stotterte er.

„Ja, ich habe durchs Schlüsselloch gesehen. O ja, ich bin ehrlich. Komm mir nicht mit Ausreden. Ich bin Dir eben nützlich gewesen und will es noch weiter sein. Nimm, bitte, eine Zigarette!"

„Ich habe genug geraucht", antwortete Feathershaw, kaum hörbar.

„Aber dieses ist eine Spezialsorte. Es ist Opium darin, etwas für zerrüttete Nerven . . . Du willst mir das niedliche Ding da nicht geben? Dann erlaubst Du wohl, daß ich es mir nehme. So, danke . . . Seh' Dich. Ich will Dir keine Predigt halten. Du magst recht oder unrecht gehabt haben, ich bin kein Moralist. Ich habe ähnliches durchgemacht. Aber bevor Du etwas unternimmst, sollst Du mich anhören. Ich bin mit einem sonderbaren Vorschlag zu Dir gekommen, mein lieber Feathershaw. Deine Haare werden sich dabei sträuben! — — Also! Ich wußte, wie es um Dich stand, als Du „Gute Nacht" sagtest. Du sahst aus wie einer, der zum letzten entschlossen ist. Es wurde um hohe Einsätze gespielt. Ich weiß nicht, ob sie alle ehrlich spielten. Aber einerlei, jedenfalls wurdest Du geruppt. Ich kam herauf, als die anderen gegangen waren, und seit einer halben Stunde oder noch länger war ich mit meinem rechten Auge hier am Schlüsselloch. Mein Rückgrat schmerzt mich furchtbar, und mein Auge — na, sieh es Dir selbst an!"

„Wenn Du etwa meinst, daß mich das interessiert —"

„Warte! Ich entschuldige mich nicht meines Spionierens wegen. Ich mußte sehen, ob Du in der richtigen Stimmung bist, denn was ich sagen will, ist nur für die Ohren eines völlig verzweifelten Mannes bestimmt . . . Ha! War das ein Blitz? Teufel! — Das ist schenßlich, weil — weil — — doch immer hübsch eines nach dem anderen."

Er schwieg, während draußen der Donner grollte.

„Also", sagte Tyrell, seinen Zigarettenstummel in den Kamin werfend, „zuerst sag' mir, ob Du jemals einen Mann namens Miles Trinder kanntest?"

Feathershaw schüttelte den Kopf.

„Er war der Eigentümer der Fabrikanlage da hinten", fuhr Tyrell fort, indem er mit dem Daumen nach dem Fenster wies: „dieses merkwürdigen Gebäudes und noch merkwürdigeren Schornsteins, den man von hier aus sieht. Ich kannte Miles Trinder. Er hatte tatsächlich nur einen Freund in der Welt — das war ich. Die Leute nannten ihn einen Geizhals. Aber sicher hatte er ein gutes Herz, bis die Erbschaftssucht seiner Familie ihn verbitterte. — — Er blieb unverheiratet; seine Verwandtschaft kenne ich nicht. Er hatte die Leidenschaft, Geld zusammenzuscharren. Sein Geiz und der schlechte Geschäftsgang ruinierten ihn. Eines Tages schloß er seine Fabrik, und tags darauf starb er — an gebrochenem Herzen. Das war vor einem halben Jahr. Der ganze Platz wurde aufgeteilt. Die Gebäude sind demoliert, und der große Schornstein wird eingerissen."

„Was hat das alles mit mir zu tun?" seufzte Feathershaw.

„Sehr viel. Aber bevor ich weiter erzähle, muß ich Dich bitten, mein Vertrauen — wirklich als Vertrauen zu betrachten."

Feathershaw nickte.

„Dann höre. Als der alte Trinder seinen Geist aufgab, war ich an seinem Bette. Wie er sein Ende nahen fühlte, erzählte er mir



etwas, das ihm nur die Todesgewißheit erpressen konnte. In der steten Angst vor dem Bankerott hatte er sich angewöhnt, von Zeit zu Zeit gewisse Geldsummen zu verstecken. Die Schlauheit, die gerade Geizhälse auf die genialsten Ideen bringt, ließ ihn das Geld an einem ganz unglaublichen Ort verbergen. In finsteren Nächten erklomm er den Fabrikschornstein und versteckte das Geld in kleinen Säcken unter einem Stein auf dem oberen Rande der zweihundert Fuß hohen Esse."

Feathershaw blickte plötzlich interessiert auf; ein unheimlicher Glanz lag in seinen Augen.

„Der alte Trinder flüsterte mir ins Ohr, daß er dort oben auf dem Rande des Schornsteins vierzehnhundert Pfund in Goldstücken untergebracht hätte. Diese Summe hat er mir vermacht. Ich gebe Dir mein Wort darauf! Ich bin nicht reich, aber ich bin auch nicht arm; und wenn Trinder das Geld einem anderen vermacht hätte, würde ich gewiß nicht versuchen, das Geld an mich zu bringen. Aber er schenkte es mir rückhaltlos, und mir gehört es! Es war allerdings nur ein mündliches Vermächtnis versteht Du, kein gesetzlich beglaubigtes Testament. Ich darf es nicht an die Oeffentlichkeit bringen. Dann könnte es mir schließlich irgend ein entfernt Verwandter noch streitig machen! Aber ich weiß, was der alte Mann mir sagte und was ich tun darf. Jetzt brauche ich dieses Geld. Seit einem halben Jahre trachte ich schon danach, weiß aber nicht, wie ich es bekommen könnte."

„Aber — warum folgst Du nicht Trinders Beispiel und — kletterst in einer dunklen Nacht hinauf?"

„Das dachte ich mir! Aber, offen gestanden, alter Junge, ich bin zu nervös. Ich bin ja auch nicht mehr der Jüngste. Der Schornstein ist über 200 Fuß hoch. Eine verrostete, eiserne Leiter führt bis zur Spitze. Ganz oben, bei dem vorspringenden Rande der Esse, macht die Leiter eine Biegung, so daß der Kletterer einen Augenblick die Füße loslassen und, in schwindelnder Höhe frei schwingend, mit den Händen allein weiter greifen muß. Zu solchen Dingen bin ich nicht geschaffen. Ich werde leicht schwindelig. Zweihundert Fuß hoch frei in der Luft und unten der gepflasterte Hof — brrr! — das wäre mein sicherer Tod! Begreift Du jetzt, warum ich gekommen bin? Willst Du hinaufklettern und das Geld holen? Wenn Du es bringst, gehören Dir 500 Pfund! Mit 500 Pfund könntest Du Deine Schulden bezahlen und wärest Deine Sorgen los."

Vornübergebeugt stand Feathershaw da, seine Hände umklammerten die Lehne eines Stuhles. „Ist das Dein Ernst?" stöhnte er. „Bist Du sicher, daß das Geld dort liegt?"

Tyrell antwortete achselzuckend: „Du weißt jetzt ebensoviel wie ich."

„Aber auf welcher Seite des Schornsteinrandes soll ich suchen?"

„Die Frage sah ich voraus. Ich stelle sie auch dem alten Trinder, aber der flüsterte nur etwas von einem Blitzableiter. Du mußt also suchen. Der Stein muß ja zu erkennen sein, da er schon so oft herausgenommen ist."

„Wann, meinst Du, soll ich gehen?"

In diesem Augenblick flammte der Himmel hell auf, und krachend und polternd folgte ein furchtbarer Donner. Tyrell wartete, bis sich der Tumult gelegt hatte. Dann antwortete er ruhig: „Heute Nacht — jetzt!"

„O Gott, o Gott, bei diesem Unwetter?"

„Morgen soll der Schornstein eingerissen werden, lieber Freund."

Feathershaw stöhnte. „Zögern wäre Wahnsinn." Er richtete sich auf, zog seinen Gehrock aus und warf ihn aufs Bett. „Ich will sehen, wie ich bin", sagte er entschlossen. „Kommst Du mit?"

„Natürlich! Wir brauchen niemand zu wecken. Mein Schlafstubenfenster ist nur ein paar Fuß hoch, und an den dicken Efeuranken kann man bequem hinunterklettern."

„Ich bin fertig," sagte George Featherham. — —

„Steck' Dir dieses hier in Deine Tasche", sagte Tyrell, als sie über die Wiese gingen. „Es ist ein dickes, starkes Stemmeisen, das ich mitgenommen habe. Du wirst es oben gebrauchen können . . . Es fängt an zu regnen — besser als das fortwährende Blitzen . . . Jetzt sind wir gleich da."

Große, schwere Tropfen fielen klatschend auf die Blätter der Bäume und Sträucher. Ab und zu zeigte ein hellstammender Blitz die unheimliche Silhouette des riesigen Schornsteins vor ihnen. Sie kamen über eine Brücke, erklommen einen steilen Hügel, schritten über einen großen Platz, auf dem noch die Grundmauern großer Gebäude standen, und waren plötzlich am Fuße der riesigen Esse.

„Hier ist die Leiter", sagte Tyrell mit erzwungener Ruhe. „Bist Du noch entschlossen —"

Feathershaw war schon beim Klettern. Es war so finster, daß er schon nach kurzer Zeit den Augen des Freundes entschwunden war. Es blitzte seltener, und dichter Regen rauschte hernieder.

Der zweihundert Fuß hohe Schornstein, der ganz aus Ziegeleinen erbaut war, hatte infolge der Nachlässigkeit des letzten Besitzers stark unter den Unbilden des Wetters gelitten. Sein rauchgeschwärzter Schaft war für die ganze Umgebung ein wohlbekanntes Merkzeichen gewesen.

Feathershaw kletterte langsam hinauf, er wollte sich nicht überstürzen. Da seine feinen Schuhe auf den nassen Sprossen der eisernen Leiter ausglitten, zog er sie aus und stieß sie fassen. Langsam, Schritt für Schritt, kam er [illegible] er meinte, bald am Ende zu sein. Da blitzte es wieder, und zu seinem Schrecken sah er, daß er kaum die Hälfte des Weges hinter sich hatte. Bei dem bläulichen Schein des Blitzes erblickte Tyrell den Kletterer einen Augenblick. Der erschien nicht größer als eine Spinne, die an zwei Fäden emporkletterte. Da bereute er, daß er Feathershaw zu diesem gefährlichen Unternehmen getrieben hatte und, die Hände an den Mund legend, rief er mit heiserer Stimme: „Komm herunter, wenn Du genug hast!"

Der andere hörte den Ruf nicht und hätte ihm auch keine Beachtung geschenkt, wenn er ihn gehört hätte. Das Klettern an und für sich war nicht so anstrengend, nur das Bewußtsein, über einem Abgrund zu schweben, ließ sein Herz ungewöhnlich schlagen.

Wie hoch noch? Jetzt mußte er bald oben sein! Ein scharfer Südwest heulte um den Schornstein, und je höher er kam, desto deutlicher spürte er die schwingende Bewegung des Schaftes. Er wußte nicht, daß jeder hohe Schornstein, selbst bei mäßigem Winde, etwas schwingt, und schrieb diese Bewegung dem Umstand zu, daß die alte Esse baufällig sei. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Eine Sekunde stoppte er; dann nahm er sich zusammen und kletterte weiter.

Plötzlich konnte seine tastende rechte Hand den nächsten eisernen Griff nicht finden. Er wußte, woran er war, beugte sich ein wenig zurück und ergriff richtig das Eisen. Er war jetzt bei dem vorspringenden Kopf der Esse angelangt, wo die Leiter ein paar Fuß breit zurückgebogen war.

Hier hielt Feathershaw an und holte ein paarmal tief Atem. Der alte Schornstein schaukelte entsetzlich in dem heftigen Wind.

Ein fester Griff an die eiserne Sprosse, ein heftiger Ruck, um die Festigkeit zu prüfen — dann ließ er die Füße los und hing frei in der Luft neben dem Schornstein. Er hielt sich nur mit den Armen; sein Körper hing gerade herunter; sein Gesicht — verzerrt und bleich — war noch oben gerichtet. Der Sturm schüttelte ihn hin und her. Ein falscher Griff, eine lockere Sprosse, und er wäre hinabgestürzt in die entsetzliche Tiefe, um unten auf dem Steinpflaster zu zerschellen. — Er tastete mit der linken Hand nach dem nächsten Griff, dann mit der rechten, und dann packte sein eines Bein plötzlich ein Starrkrampf.

Dreißig Sekunden lang hing er in dieser schrecklichen Lage, unfähig, sich zu rühren, und stöhnte vor Schmerz. Die Qual endete so plötzlich wie sie gekommen war, und schnell kletterte der Mann weiter. Eine Minute später stand er auf dem Rande der Esse.

Der Wind blies mit solcher Stärke, daß er sich platt auf die vier Fuß breite Steinwand hinlegen mußte, um nicht heruntergeblasen zu werden. In der Mitte war die schwarze Oeffnung des Schornsteins, acht Fuß im Durchmesser. Die Finsternis unter ihm war undurchdringlich, bis ein heller Blitz ihm weit unten die Erde zeigte, mit Bäumen, die wie kleine Sträucher aussahen, und Häusern wie Streichholzschachteln. In diesem Augenblick sah er auch den Blitzableiter, der auf der Esse stand. Er war an der entgegengesetzten Seite, und mit Entsetzen dachte Feathershaw daran, daß er um den halben Schornstein herumkriechen müsse. Ruckweise schob er sich mit Händen und Füßen vorwärts. Der Schornstein schwankte furchtbar, und der Wind pfiff ihm um die Ohren. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu, und als er den Blitzableiter erreicht hatte, klammerte er sich, zu jeder Bewegung unfähig, fünf Minuten fest an ihn und verfluchte die Stunde, die ihn zu diesem Wagnis gezwungen hatte.

Nur die bittere Notwendigkeit verscheuchte den Gedanken an eine sofortige Umkehr. Mit der rechten Hand betastete und prüfte er die Steine, ob etwa einer locker wäre; doch jetzt half ihm kein Blitz, das Gewünschte zu finden. Aber halt! Dort war ein Stein höher als die anderen. Sicher war der schon öfter herausgenommen worden. Er klammerte sich mit den Beinen fest an den Blitzableiter und holte das Stemmeisen hervor. Zehn Minuten Arbeit genügten, um den Stein herauszubeben und beiseite zu schaffen. Ein Griff in die entstandene Oeffnung überzeugte ihn davon, daß Tyrells Erzählung keine Erfindung seiner Phantasie gewesen war.

Der Klang des Goldes gab ihm neue Kraft. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er jetzt nicht ans Ziel käme!

Wie der Abstieg vor sich ging, konnte Feathershaw später nicht erzählen. Die Schrecken jener halben Stunde hatten die Einzelheiten verwischt. Betäubt von dem Krachen des Donners, geblendet von den hellen Blitzen, durchnäßt von dem strömenden Regen und erschöpft von dem tobenden Sturm, kroch er zurück, erreichte die Leiter und fiel endlich, halb bewußtlos unten angelangt, in die Arme des wartenden Freundes. — — — — — —

Tyrell zählte die Goldstücke, indem er sie in Haufen zu je zwanzig Stück auf den Tisch seines Schlafzimmers aufbaute. Die Borhänge waren heruntergelassen, das elektrische Licht fiel hell auf sein gerötetes, aufgeregtes Gesicht.

„Eintausend", sagte er, mit dem Zeigefinger über die glitzernden Häufchen fahrend. Dann nahm er sich wieder eine Handvoll Goldstücke und zählte sie langsam durch.

Feathershaw saß daneben auf einem Stuhl und beobachtete mit stierem Blick den Vorgang. Sein totenbleiches Gesicht stach von dem hoch gerötеten des anderen ab.

„Elfhundert", sagte Tyrell.

Feathershaw murmelte etwas Unverständliches.

„Zwölfhundert!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110108028/fragment/page=0002